

verbinden, vor allem in seiner geheimnisvollen Sprache. Innerlich hat er mit der großen Bewegung nichts gemein; er ist auch in dieser Hinsicht ein Individualist und hat sein eigenes geheimes Reich, in das er sich versenkt.

Für den, der sich mit den Einzelheiten der sonderbaren Erscheinung nicht aufhalten will, ist der Abschnitt IV: „Entstehung und geschichtliche Stellung der Handschrift“ am lehrreichsten. Es wird hier zusammenfassend dargelegt, daß wir es in den vorliegenden Tafeln und ihrem Inhalt nicht mit einer geschlossenen Leistung zu tun haben, sondern mit einer sich auch im sprachlichen Ausdruck immer wiederholenden Confessio, einem Selbstgespräch, das natürlich auch beeinflusst ist durch die Umgebung, durch die Papstresidenz in Avignon mit ihrem unruhigen Treiben und ihren merkwürdigen, sensationellen Vorgängen in den Jahrzehnten vor der Mitte des 14. Jahrhunderts. Sehr treffend finde ich das Urteil am Schluß des ersten Anhangs: „Als eigentümliche Formungen eines eigenwilligen Kopfes, der auf sehr verschlungenen und wenig gangbaren Pfaden Heil und Erlösung sucht, sind die Tafeln des Opicinus nicht ohne Reiz und behalten als Dokumente einer Persönlichkeit von unverwechselbarer Eigenart ihren Wert.“ Soweit geistige Versenkung in einen historischen Stoff diesen zu erklären vermag, ist es hier, vor allem in der eingehenden Analyse jeder einzelnen Tafel im zweiten großen Teil des Buches, geschehen. S. ist keiner auch noch so unbedeutenden Frage aus dem Wege gegangen; erstaunlich ist, wie vielseitig der V. den Herkunftsmöglichkeiten auch der abstrusesten Einfälle nachspürt und sie mit den geistigen Strömungen der Zeit in Verbindung zu bringen sucht. Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Geistesgeschichte des 14. Jahrhunderts, wenn man sich auch bewußt bleiben muß, daß es sich im vorliegenden Falle um eine singuläre Erscheinung handelt, um einen merkwürdigen Sonderling, der auch im Jahrhundert der Phantastik ein Einsamer geblieben ist, was die Wirkung auf die Zeitgenossen angeht.

K. A. Fink.

Hilde Reinhard, Lorenzo von Medici, Herzog von Urbino 1492—1515. Ein biographischer Versuch unter besonderer Berücksichtigung der Vermittlerrolle Lorenzos zwischen Leo X. und Franz I. von Frankreich im Jahre 1515. Verlag Jos. Waibel, Freiburg i. B. 1935. XI u. 96 S.

Soviel schon die historische Forschung im Gegensatz zum späten Mittelalter für die Zeit der italienischen Hochrenaissance geleistet hat, es kann durch Spezialuntersuchungen immer noch Wichtiges und Neues zur Erkenntnis jener bewegten Epoche zutage gefördert werden. Das zeigt die hier kurz zu nennende Dissertation über Lorenzo von Medici, den Herzog von Urbino, der in der Kunstgeschichte durch sein herrliches Grabmal mehr Berühmtheit erlangt hat, als durch seine Taten in der Geschichte. Der unmittelbare Anlaß zu dieser aus der Schule von W. Andreas hervorgegangenen Arbeit war eigentlich die Frage nach dem

Verhältnis des jungen Herzogs zum „Principe“ des Machiavell, der ihm ja gewidmet oder besser umgewidmet wurde. Über diese Fragestellung hinaus, die im kürzesten dritten Teil behandelt wird, ist aber der Versuch einer Biographie des Herzogs gemacht, den man wohl als gelungen bezeichnen bedarf. Für die allgemeine Geschichte und Kirchengeschichte ist von großer Bedeutung die genaue aktenmäßige Darstellung der politischen Beziehungen zwischen Leo X. und Franz I. von Frankreich im entscheidenden Jahre 1515 vor und nach der Schlacht von Marignano. Die konsequent franzosenfreundliche Haltung Lorenzos und sein Einfluß, wie auch der seiner Mutter Alfonsina Orsini auf die Politik des Papstes tritt klar hervor. Es ist nicht nur die italienische Literatur, soweit ich sehe, vollständig herangezogen; die Verfasserin hat auch die Mühe nicht gescheut, in längerer archivalischer Arbeit die Fragen von den Quellen her erneut zu prüfen. So verdanken wir ihr nicht nur manche Richtigstellung bisheriger Ansichten, sondern auch neue Erkenntnisse, für die als Belege im Anhang sechs Dokumente abgedruckt sind.

K. A. F i n k.

Franz Xaver Seppelt, Das Papsttum in der neueren Zeit. Geschichte der Päpste vom Regierungsantritt Pauls III. bis zur französischen Revolution (1534—1789). (Geschichte des Papsttums Bd. V.) J. Hegner, Leipzig 1936. 535 S.

Nicht jeder gebildete Katholik ist in der Lage, auf seinem Bücherbrett die imponierende Reihe der 16 Bände der Pastorschen Papstgeschichte neben dem nie alternden Ranke aufzustellen. Aber auch wer die beiden zur Hand hat und benutzt, wird es begrüßen, daß Seppelt im Zuge seiner „Geschichte des Papsttums“ über das Mittelalter hinweggreifend uns in gedrängter Form jene Papstgestalten vorführt, in denen sich der Aufstieg des Papsttums nach der Glaubensspaltung und der Übergang zum 19. Jahrhundert verkörpert. In fünf großen Abschnitten rollen die Schicksale der Päpste in diesen 2½ inhaltsschweren Jahrhunderten ab, in denen das kirchliche Mittelalter endgültig kassiert wird und die zugleich die Brücke zu unserer kirchlichen Gegenwart bilden: (1) die Werdezeit der katholischen Reformation, gruppiert um ihr größtes Ereignis, das Konzil von Trient; (2) ihr Durchdringen und ihr siegreicher Vormarsch im letzten Drittel des Jahrhunderts unter Pius V., Gregor XIII., Sixtus V. und Clemens VIII.; (3) ihr Ausklang und Umschlag in die eigentliche „Gegenreformation“, in der mit dem Nachlassen des religiösen Schwunges schließlich auch die Macht der Päpste, Weltgeschichte zu machen, verloren geht; endlich (4 u. 5) der lange Abend eines kurzen, hellen Tages, jene Kette von Protesten persönlich guter, z. T. sehr guter Päpste gegen die Übergriffe des absoluten Staates, die am Ablauf der Ereignisse doch nichts zu ändern vermögen, weil die beiden in Innozenz XI. und Benedikt XIV. verkörperten Möglichkeiten einer aktiven päpstlichen Politik nicht konsequent weiterverfolgt wurden. In der Aufklärung wird die Emanzipation des abendländischen Geistes von der